Ausgabe 28

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach

Berührt vom Fluss des Lebens

Gedicht

Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!

Ludwig Uhland

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

Erwachsenwerden ist eine Verneigung vor der Komplexität des Lebens.*

Welch ein passender Satz für unsere komplexen, schwer zu fassenden Zeiten, die viel Frustrationstoleranz von uns allen fordern.

Mit dieser Ausgabe von LebensZeiten wollen wir all denen Respekt zollen, die sich der Komplexität nicht entziehen.

Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

* Dem unbekannten Autor dieses Zitats sei gedankt.

Inhalt

Lebenswege
Berührt vom Fluss des Lebens 6

Kunst, Kultur und Historisches
Verletzlich und stark: der Bildhauer Daniel Wagenblast 4
In guter Gesellschaft: Anna Haag auf dem Birkacher Friedhof 21

Lebensgeschichten
Aufgeblüht: Brita Gorgels-Orlop 14

Veranstaltungen und Tipps
Trauergruppen und Begleitung 24

In eigener Sache
Wie es uns ergangen ist 27

Buchbesprechung
Laufen – EIn Roman von Isabel Bogdan 12

Gesellschaft
Sie haben es geschafft: eine Krankenschwester berichtet 16
Resonanz der Gefühle: Musik bei Begräbnissen 22

Recht
Schwieriges rund um den Pflichtteil 20

Gedicht
Frühlingsglaube 2

Bildquellenangaben 26

Impressum 28

LebensZeiten erscheint vierteljährlich. Mit LebensZeiten wollen wir die Angst vor dem Tod und vor Trauer nehmen und uns für einen offenen Umgang mit diesen Themen einsetzen. LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Hier erzählen wir die Geschichten der Menschen, die uns in unserer Arbeit als Bestatter begegnen.

Kunst

In dieser Serie stellen wir Künstler aus der Region vor.
Diesmal: den Bildhauer Daniel Wagenblast aus dem Stuttgarter Süden.

Verletzlich und stark

Sie bringen einen zum Schmunzeln: die Figuren von Daniel Wagenblast. Grob behauenes Holz, meist aus einem Stück. Oft ist es ein Mensch, mit einem Gegenstand oder obenauf: Auto und Weltkugel, Hund und Pferd, Schornstein, Haus und Straße. Oder auch ein Herz.

Jede Figur ist einzigartig und jede ein Teil einer Serie.

Sie sind verletzlich, nachdenklich, in die Weite blickend. Irgendwie schüchtern. Solide und zerbrechlich zugleich, gespickt mit Humor und Selbstironie.

Angefangen hat es mit einem Stück Holz, einer Säge und einer Idee, die er aus New York mitgebracht hatte: gelbe Taxis und deren Fahrer.

Heute muss Daniel Wagenblast aufpassen, dass seine Arbeit nicht zu feingliedrig wird, nicht zu perfekt. Er will nicht, dass sich die raue Schönheit des ursprünglichen Materials in einer polierten Erscheinung verliert. Er will die Einzigartigkeit jedes Werks behalten.

Daniel Wagenblast hat an der Kunstakademie in Stuttgart Malerei studiert und lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern im Stuttgarter Süden.

Seine Werke finden sich auch im öffentlichen Raum: In Stuttgart-Möhringen kann man einen seiner Weltenfahrer in voller Größe bewundern. Die vier Meter hohe Figur aus Aluminium steht auf der Verkehrsinsel an der Kreuzung von Rembrandtstraße und Probststraße.

Berührt vom Fluss des Lebens

Johanna Stulle spricht über die Zeit nach dem Tod ihres Mannes.

Im Dezember 2019 starb Hansjörg Stulle. Als er im Januar 2020 verabschiedet wurde, war Corona nur ein fernes Blitzen am chinesischen Horizont. Zur Trauerfeier auf dem Waldfriedhof kamen Besucher aus ganz Deutschland und der Schweiz. Menschen, die Hansjörg über Jahrzehnte begleitet haben. Menschen, mit denen er gearbeitet hatte, mit denen er befreundet war, mit denen er wandern oder Rad fahren ging. Alte Freunde, neue Freunde. Menschen, die Hansjörg unglaublich geschätzt haben und die diese Wertschätzung auch so klar und deutlich zum Ausdruck brachten. Während der Feier, durch Einträge ins Kondolenzbuch, durch Nachrufe, durch Schreiben an Johanna.

Hansjörg und Johanna Stulle haben ihr Leben immer im Vollen gelebt: viel Arbeit. Viel Literatur, viel Kunst, viele Feste, viele Freunde. Ein besseres Leben als mit Hansjörg hätte Johanna Stulle sich nicht vorstellen können.

Und dann kam Corona.

Johanna ist überrascht, dass sie nichts vermisst. Nicht die Feiern, nicht die vielen Menschen. Nichts außer Hansjörg.

> Es war ein Jahr voller Hochs und Tiefs, eine emotionale Achterbahn.

Die Einsamkeit, die sie spürt, ist eine besondere Einsamkeit. Man kann mitten unter Menschen sein und sich trotzdem unendlich alleine fühlen. Ein tiefes Alleinsein, das nichts mit den Kontaktbeschränkungen der Pandemie zu tun hat.

Hansjörg fehlt ihr vor allem morgens. Beim Kaffeetrinken. „Willst du noch welchen?“ Die Routine, das Banale. Sein „Wie war es?“, wenn sie heimkam.

Am Anfang spürt sie seine Gegenwart, er ist greifbar nah. Präsent. Es ist, als würde sie ihn noch hören. Sie hat das Gefühl, gleich kommt er die Treppe runter.

Als würde ihr Körper oder ein Teil ihres Kopfes noch nicht wissen, dass ihr Mann gestorben ist.

Seither verging ein Jahr voller Hochs und Tiefs, eine emotionale Achterbahn. Schnell ist sie den Tränen nah. Dünnhäutig ist sie geworden, so beschreibt sie es. In der ersten Zeit findet sie ihre eigene Dünnhäutigkeit fast unerträglich.

Oft ist sie froh, dass es keine Veranstaltungen gibt. Keine Geburtstagseinladungen. Keine Vernissagen, keine Konzerte. Sein Fehlen bei öffentlichen Terminen ist dadurch noch nicht ganz Wirklichkeit geworden. Diese Stille schützt irgendwie auch. Dadurch muss sie sich dem Gefühl, in der Öffentlichkeit alleine zu sein, noch nicht stellen. Zugleich hat die Stille ihr Raum gegeben, Raum für den Schmerz, der diesen Raum braucht.

Sie ist dankbar für den Austausch mit ihrem Sohn, seiner Frau und den drei erwachsenen Enkelsöhnen in Berlin. Sie sind eine große Unterstützung, geben Hilfe und Halt. Mit allen ist sie viel und ständig in Kontakt. Deswegen hat die Entfernung, auch jetzt in Corona-Zeiten, keine wesentliche Bedeutung.

Ganz wichtig werden für sie auch die Familie ihrer Nichte, die in der Nähe wohnt, und ihre Freundin Birgit, mit der sie durch dick und dünn geht – schon seit 60 Jahren.

Mit all diesen Menschen kann sie lachen und weinen und vor allem viel über Hansjörg reden. Manchmal sagen sie: Schade, dass er das nicht mehr erleben kann. Da wäre er gerne dabei. Und manchmal auch: Gottseidank muss er das nicht erleben. Da kommen dann auch mal kurz die Tränen. Gemeinsam. Das tut gut. Es bedeutet für sie ein großes Geschenk im Leben, solche vertrauten Menschen um sich zu haben.

Und dann gibt es auch noch Ali. Ein junger syrischer Flüchtling, dem sie und ihr Mann seit vier Jahren eine Heimat gegeben haben. Für ihn war Hansjörg der deutsche Vater. Hansjörg hat viele Abende mit ihm gelernt, ihm das Leben und die Kultur der neuen Heimat nahegebracht. Hansjörg fehlt auch hier an allen Ecken und Enden.

Durch die Erzählungen anderer, durch Briefe und Kondolenzschreiben lernt sie ihren Mann nochmal anders kennen. Die Anerkennung

der anderen überrascht sie fast. Hat sie selbst ihn zu wenig gelobt?

Sie liest die Todesanzeigen und spürt, was hinter den Worten steht, welche Bedeutung sie für das Leben eines Angehörigen habe können.

Sie hat das Gefühl, einen Teil von sich verloren zu haben. Da ist eine Einsamkeit, die nichts mit anderen Personen zu tun hat. Es sitzt tief, sehr tief, dieses Gefühl.

Ein anderer Aspekt beschäftigt Johanna Stulle zu ihrer eigenen Überraschung sehr: Der Schmerz über den Tod ihrer Mutter kommt nun immer wieder hoch. Mit ihr hatte sie eine sehr enge Verbindung, sie war

damals ganz plötzlich gestorben – damals, vor 50 Jahren. Jetzt hat auch dieser Schmerz wieder eine Intensität, als wäre er ganz neu. Nach so langer Zeit erlebt sie ihn mit voller Wucht. Es braucht Zeit, bis sich das wieder etwas beruhigt.

Oberflächliche Gespräche kann sie nicht mehr so gut ertragen. Sie ist etwas wählerischer geworden, mit wem sie Zeit verbringt. Corona hat dabei geholfen. Sie muss zu nichts nein sagen, muss sich nicht verstellen.

Sie rätselt: Wusste er, dass er sterben würde, und hatte das mit sich selbst ausgemacht? Es gibt keine Antworten.

Erinnerungen tauchen immer wieder auf. Schöne, aber auch schwierige. Sie erinnert sich auch an Diskrepanzen, an Momente, die weniger gut waren im Miteinander. Es waren nicht viele, aber genug. Es sind immer genug. Sie tauchen immer wieder auf. War das wirklich nötig? Was für eine Verschwendung kostbarer Zeit. Die schwierigen Dinge belasten sie noch immer, aber immer weniger. Sie lenkt ihren Blick auf das Gute, das Verbindende.

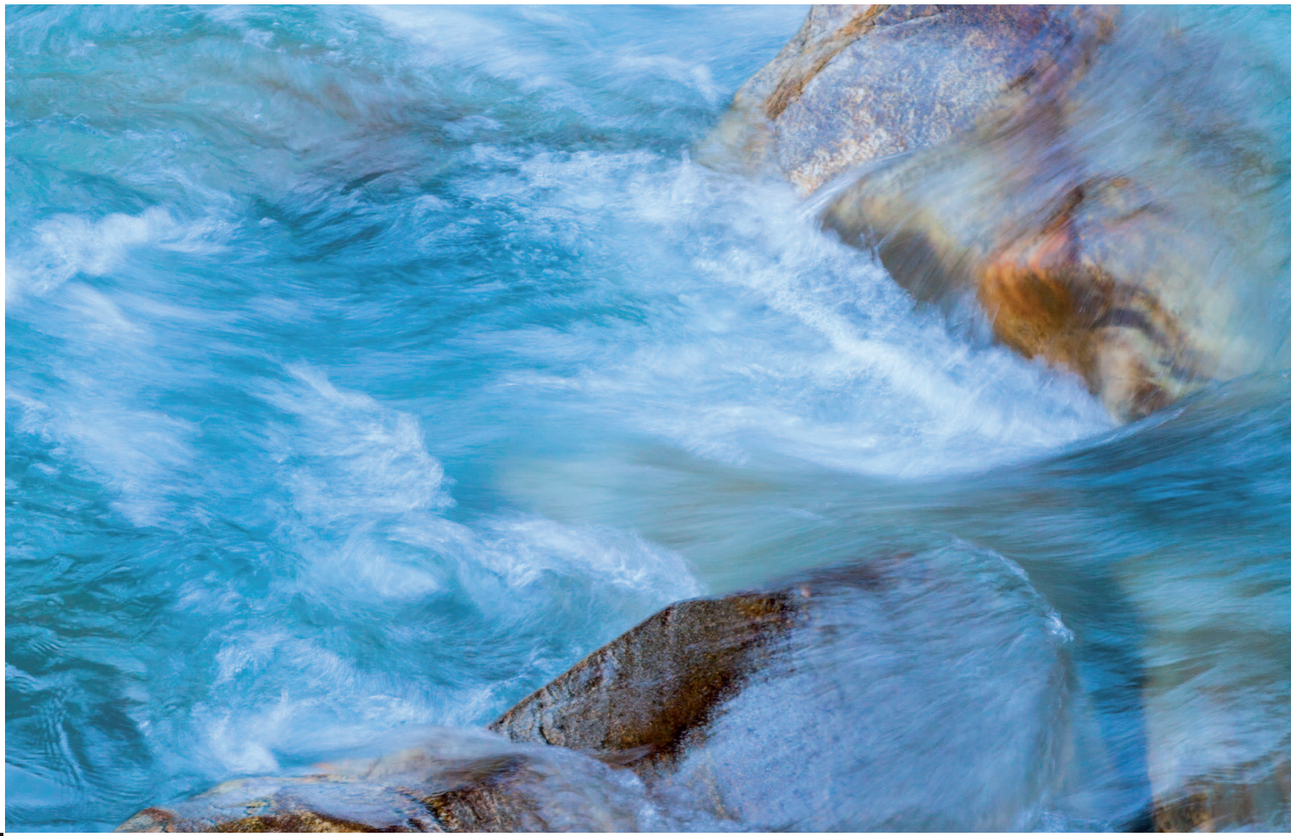
Man darf nicht an allem festhalten.

Ihr Blick auf die Welt hat sich verändert. Wenn sie streitende, voneinander genervte Paare sieht, will sie fast eingreifen. Hört auf, Ihr wisst ja gar nicht, wie lange Ihr einander noch habt! Vorsicht, das könnten Sie sehr bald bereuen! Seien Sie doch etwas netter zueinander!

Die Trauergruppe des Hospizes hilft. Hilft ihr vor allem zu sehen, was sie selbst alles an Gutem hat und hatte. Wie froh sie um ihr Leben sein kann. Wie gut alles war.

Diese Impulse von außen helfen ihr zu reflektieren. Sie nehmen den Schmerz nicht weg, aber helfen ihr, ihn einzuordnen und eine andere Perspektive auf ihr eigenes Leben zu bekommen.

Durch die Trauergruppe erlebt sie, dass es auch anderen so geht. Sie sieht andere Aspekte ihres eigenen Schmerzes. Der Blick hinter die Oberfläche ist bereichert und auch überraschend. Jeder hat seinen eigenen Schmerz. Jeder hat sein Recht auf seine Trauer. Man sieht den Menschen ihre Trauer nicht an. Irgendwie sind alle gleich, und doch hat jeder seinen ganz eigenen Weg.



Sie schätzt die offenen Gespräche. Sie finden mit Maske und Abstand im Hospitalhof statt. Das ist seltsam, aber es geht. Und vor allem: Es tut gut.

Jetzt bricht sie nicht mehr plötzlich einfach in Tränen aus. Dieses „Wieso bist du gegangen?“, das ist nun weg. Das Unfassbare ist fassbarer geworden. So langsam wird es in ihr etwas ruhiger. Die Ausschläge werden mit der Zeit weniger heftig. Alles pendelt sich auf ein erträgliches Maß ein.

Der Schmerz findet seinen Platz, ist nicht mehr so allüberragend, alldurchdringend. Aber weg ist er nicht. Natürlich nicht. Der Schmerz gehört jetzt einfach dazu. Das ist okay. Der Tod als Perspektive auf das Leben ist ihr bewusster geworden. Sie nimmt ihn wahr als etwas, das jedem geschehen wird. Das passieren wird, das unausweichlich ist. Das Ende. Es gibt immer ein Ende. Das ist ihr jetzt bewusst.

Der Schmerz findet seinen Platz.

Da ist eine Traurigkeit, dass das Dynamische im Leben nicht mehr so ist, wie es war. Aber auch ein Annehmen, dass nun eben ein anderer Lebensabschnitt ist. Ängste sind auch da. Ängste davor, krank zu werden, abhängig von anderen zu sein. Und sie weiß, mit dieser Angst ist sie nicht allein. Andere kennen diese Angst auch.

Viel Neues wird nicht mehr kommen. Keine großen Abenteuer mehr, keine aufregenden Projekte. Eine Wanderung in den Bergen, ja – dafür hat sie sich gerade ihr Knie richten lassen. Eine Reise zu den Nordlichtern, wenn Corona vorbei ist. Schon gebucht.

Sie ist froh, wenn es bleibt, wie es ist: die Wohnung, der enge Kreis an Familie und Freunden. Der Online-Kurs im Literaturhaus, der ihren Horizont erweitert. Die Kontakte zu den anderen Kursteilenehmerinnen. Meist etwas jünger, mit anderen Gedanken. Das tut ihr gut. Geistig fit zu bleiben ist ihr wichtig,

nicht nur als Übung, sondern weil es ihre Wahrnehmung des Lebens vertieft, weil sie damit auf das aufbauen kann, was schon da ist.

Sie schätzt den Austausch mit den Frauen aus dem Literatur-Kurs. Über die Bücher, über George Eliot, die sie gerade lesen, alte Sprache, Sätze von großer Dichte. Durch die Worte findet sich auch wieder einen Zugang zum Leben, zu ihrem eigenen und zum Leben an sich. Es nährt ihren Geist, ihre Seele. Erweitert und vertieft sie.

Sie fragt sich: Was ist die Seele? Die großen Fragen des Lebens. Kein Wesen kann zu nichts zerfallen. Irgendwie ist irgendwas, und doch ist mit dem Tod alles vorbei. Wer weiß? Sie kennt das Phänomen, dass noch Dinge geschehen, für die es keine Erklärung gibt. Als ihr Mann starb, war da nichts. Passt auch irgendwie zu ihm.

Man muss das Ende akzeptieren, auch das eigene, und sich selbst loslassen.

Es gibt ja immer wieder kleine Tode. Dinge, die nicht mehr weitergehen. Die einfach aufhören. Oder eine andere Form annehmen. Nichts ist verloren, aber es verwandelt sich.

Aber ist es nicht hilfreicher, sich einfach damit abzufinden, dass es einen selbst irgendwann nicht mehr gibt?

Man muss das Ende akzeptieren. Auch das eigene. Nicht mehr an allem festhalten. Den Fluss zulassen. Dieses Fließen geschehen lassen, ohne es aufzuhalten. Man muss sich auch selbst loslassen, sagt sie. Immer wieder. Sich selbst auch nicht so wichtig nehmen. Wenn ich nicht mehr bin, bin ich einfach nicht mehr. Wir sind nur eine zeitlich begrenzte Erscheinung. Das hat auch etwas Befreiendes. So wichtig ist der Mensch dann vielleicht doch nicht. Solche Gedanken hatte sie vorher nie. Das kam erst durch den Prozess im letzten Jahr. Da wurden solche Gedanken für sie elementar und essenziell.

Sie braucht die großen Feste nicht mehr. Die großen Projekte. Sie ist genügsamer. Sagt: Das, was jetzt ist, ist auch das, was ich möchte. Die engen Bindungen, die Familie. Es ist ein sinnvolles Leben. Für andere da sein. Sich im Gewebe der Familie verbunden zu wissen.

Sie freut sich darüber, dass sie eigenständig sein kann, freut sich auf Konzerte und Kultur, wenn es wieder möglich ist. Großes oder kleines Glück?

Immer wieder sagt sie, was es für eine tolle Zeit mit ihrem Mann war. So reich. Und ja, sie würde ihn wieder heiraten, trotz all dem Schmerz des Verlustes. Ja, auf jeden Fall. Ihre Augen funkeln. Das Wort Dankbarkeit will sie nicht benutzen. Es klingt so abgetragen, aber es ist dennoch genau das, was sie spürt. Und auch, was sie trägt.

Sie ist gespannt, wie es wird, wenn Konzerte wieder stattfinden. Ihre Miete für die Konzerte, die sie immer schon mit ihrem Mann besuchte, hat sie nun umgebucht. Sie möchte nicht mehr auf demselben Platz sitzen. Will nicht, dass der Platz neben ihr leer ist, und will auch nicht, dass jemand anderes dort neben ihr sitzt. Also hat sie nun einen neuen Platz, in einem anderen Teil des Saales.

Dieses Fließen geschehen lassen, ohne es aufzuhalten

Hansjörg Stulle war 81 Jahre alt, als er starb. 1957 haben die beiden sich kennengelernt, da war Johanna 16. Es dauerte noch ein paar Jahre, bis die beiden zusammenkamen. 1964 heirateten sie. 1968 kam ihr Sohn Robert dazu.

Buchbesprechung

Laufen – ein Roman

Isabel Bogdan: LAUFEN
Roman. Kiepenheuer & Witsch, 2019,
20 Euro

Ich kann nicht mehr.“ Dieser erste Satz aus Isabel Bogdans Buch „Laufen“ könnte am Ende einer Geschichte stehen. Hier ist der Satz der Auftakt zu einem langen Lauf zu sich selbst. Er beginnt mit den ersten, allerschwersten Schritten und ist keineswegs vom Streben nach körperlicher Fitness geprägt. Vielmehr läuft die Ich-Erzählerin vor ihrem Schmerz davon. Sie läuft zur Ablenkung von ihrem Gedankenkarussell, das gar nicht mehr stillsteht im alles dominierenden Moment der (anhaltenden) Krise.

Erst nach und nach erfährt man in dem atemlosen, schmerzlichen, witzigen und wütenden inneren Monolog der Erzählerin, welcher Verlust sie so komplett aus der Bahn geworfen hat: Ihr Partner – erst lustlos, dann depressiv – rang mit sich und der Krankheit, bevor er endgültig verzweifelte und sich das Leben nahm.

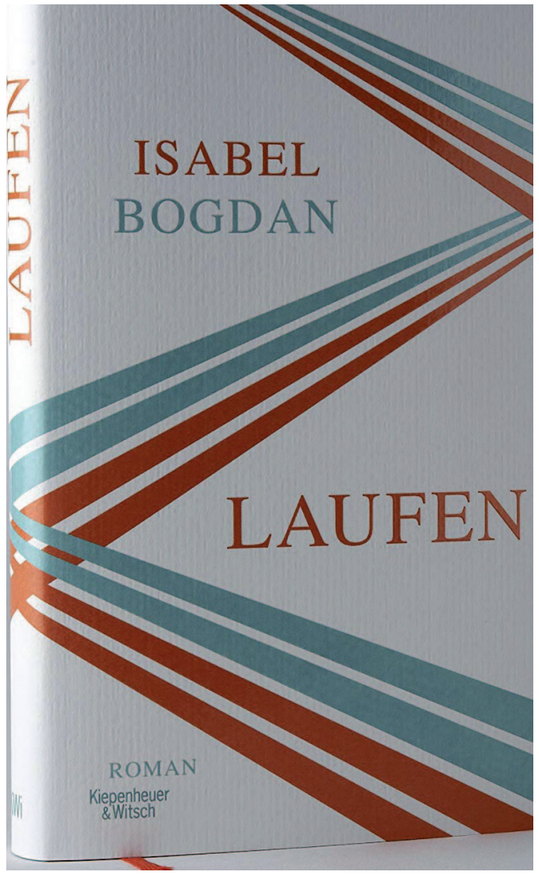
In der andauernden Aneinanderreihung von Gedanken erlebt die Erzählerin ihre eigenen Schuldgefühle, ihre Selbstzweifel und immer wieder das Verzweifeln an ihrer Einsamkeit, seelisch wie körperlich. Nach und nach erfährt man mehr Details über ihr Alter (43), ihre Arbeit (als Bratschistin in einem Hamburger Profiorchester), ihre Freundschaften (wenige, die sie immer noch tragen) und über jene Beziehung, in der am Ende nichts mehr normal war, trotz aller Anstrengungen. „Und dann konnte ich es bei dir nur noch falsch machen, in der ersten Depression war praktisch jeder Tag dein Geburtstag, du hast jede Geste abgelehnt, keine Zuneigung mehr angenommen, keines unserer Rituale hat mehr funktioniert, ich durfte dir nicht mehr die Hand zwischen die Schulterblätter legen, ich konnte dir keinen Kaffee bringen, ohne dass es verkehrt gewesen wäre, ich wusste nie, ob ich mich abends im Bett anschmiegen durfte, alles verrutschte, nichts war mehr an der richtigen Stelle, vor allem du und ich nicht, in der Wohnung, im Leben – in deinem Leben und in meinem –, wie ein Hund, der sich ununterbrochen um sich selbst dreht, weil er die richtige Position zum Hinlegen nicht findet.“ (S. 125-126)

Wütend, ratlos und auch immer wieder mit ätzend scharfem Galgenhumor läuft die Erzählerin durch ihre Gefühle: eine Schuld am Suizid ihres Partners, dass sie das Leben und sich selbst als Zumutung empfindet, das Verloren-Sein in der Hilflosigkeit der eigenen Eltern und die Erschöpfung am ungerechten Unverständnis der Schwiegereltern, die sie nie richtig akzeptiert hatten. Immer wieder kehrt sie zu der Sehnsucht nach Nähe und einer Körperlichkeit zurück, der sie nun übers Laufen nahe kommen will: „Ich will nicht allein sein, ich will meinen Alltag mit jemand teilen, es fehlt mir, ich fühle mich immer noch wie halbiert, so muss sich Entzug anfühlen, Entzug nach der Sucht nach Anfassen, nach Körperkontakt, der Sehnsucht danach, dass jemand da ist, war für ein Blödsinn, das ist keine Sucht, das ist ganz normal, glaube ich, oder ist Sehnsucht auch eine Sucht, heißt das deswegen so?“ (S. 51)

Ein kräftezehrender Weg:
kein Sprint,
sondern ein Marathon.

Aber gegen Einsamkeit helfen keine Bachblüten, und vor dem Schmerz gibt es vor allem an den Jahrestagen und an Silvester kein Entrinnen.

Doch obgleich das immer wiederkehrende Nach-Atem-Ringen „ein-at-men aus-at-men aus-at-men” den Sound der gesamten Erzählung rhythmisiert, ist es ein Buch der Ausdauer, des Trosts und des Trotzdem: Während die körperliche Ausdauer der Erzählerin wächst, entwirren sich ihre Gedankenknäuel langsam. Ihre emotionale Distanz zu ihrem Verlust wächst und damit auch ihr Selbst-Bewusstsein. Genau wie die Erkenntnis, dass ihr Schmerz immer zu ihrem Leben gehören wird, dieses aber nicht umfassend bestimmen soll: „ … sie [ihre Therapeutin] sagt ganz oft, dass alles ganz normal ist, und das hilft tatsächlich ein bisschen, dass der Schmerz zwar ganz allein meiner ist, ich aber nicht die Einzige bin, und die Ahnung, dass andere auch einen Umgang damit gefunden haben, macht immerhin ein kleines bisschen Mut, wenn auch den Schmerz nicht leichter. Man wird ihn ja nicht los, aber vielleicht kann man ihn in ein Regal stellen und da stehen lassen, statt ihn immer mit sich herumzuschleppen. Er wird nicht besonders hübsch aussehen, aber so ein Herz ist ja auch kein Einrichtungsmagazin.“ (S. 92)



Die Ich-Erzählerin fasst den Mut, über Veränderungen in ihrem Leben nachzudenken. Sogar darüber, ob sie es wagen darf, sich erneut zu verlieben. Immer mehr „vielleicht“ und Pläne kommen ins Spiel. Ein neues Bett und das endgültige Ablegen der Schlafanzüge ihres verlorenen Partners markieren weitere Etappen im langen Lauf zu sich selbst. Noch eine gelingt ihr, als sie den Alster-Lauf bewältigt und sich dabei von der eigenen Ausdauer und der Anwesenheit ihrer Freunde im anfeuernden Publikum so getragen fühlt, dass sie eine ganze Zeit lang sogar „vergisst“, an ihren Verlust zu denken.

Zwischen den Zeilen nagt als dauernder Begleiter auch der Zweifel an ihr: Was, wenn der Schmerz, den sie erfolgreich von der Seele auf den Körper verlagert hat, den sie sich Schritt für Schritt in Sohlen und Gelenke hämmert, plötzlich erträglich wird, vielleicht sogar ganz verschwindet? Was, wenn Erinnerungen, Stimmen, Düfte ebenso wie der Schmerz zu verblassen drohen?

Schließlich stellt sie fest, dass das Laufen nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele widerstandsfähiger gegen die Kälte macht – zusammen mit der Erfahrung, dass es möglich ist, loszulassen und trotzdem verbunden zu bleiben. Die Ich-Erzählerin kann sich wieder ein bisschen freuen, auf das erste Solokonzert, auf ein Bad in der Wanne statt in Selbstmitleid. Sie nimmt es auf mit ihrer Verzweiflung, die immer da sein wird – scharfkantig, aber etwas leichter vielleicht. Sie selbst und auch die Leser ahnen um das, was alle brauchen: einen langen Atem. Auf einem kräftezehrenden Weg, der kein Sprint, sondern ein Marathon ist. Und dass dieser Atem in jedem steckt und weit tragen kann.

Ulrika Bohnet

Lebensgeschichten · Stuttgart-Sonnenberg

Aufgeblüht

Voller Lebenskraft, Kreativität und Putzfreude: Brita Gorgles-Orlop.

Wenn man Brita begegnete, fielen einem sofort ihre Offenheit und Herzlichkeit auf. Diese kräftige, lebendige Ausstrahlung. Wenn sie einen Raum betrat, füllte sie ihn. Mit ihrer Anwesenheit und mit ihrer Ausstrahlung und mit ihrer Stimme. Laut und tief.

Das alles ist auch ihrem späteren Mann aufgefallen, als er sie vor 20 Jahren kennenlernte. Nur 150 Meter voneinander entfernt hatten die beiden jahrelang in Leinfelden gewohnt. Eines Tages hätte er beinahe Britas dreijährigen Enkel überfahren, der auf seinem Dreirad mit Brita unterwegs war. Aus dieser Begegnung wurde nicht nur eine Freundschaft, sondern eine tiefe Liebe und Ehe. Und vielleicht die besten Jahre in Britas Leben.

Brita war immer voller Heiterkeit und Beständigkeit. Sie war eine besondere Erscheinung. Voller Lebenskraft und Energie, voller Kreativität und Liebe für das Schöne.

Sie liebte Üppigkeit und Extravaganz in jeder Form. In ihrer Kleidung, im Haus, beim Dekorieren des Esstischs, bei Blumenmeeren, bei den Weihnachtbäumen. Plural. Denn es gab immer zwei Bäume. Wenn der eine etwas schwächelte, kam der andere zum Zuge, damit man auch ja recht lange etwas vom Zauber dieser Zeit hat. Zauber war wichtig. Umso verzauberter und märchenhafter, umso schöner.

> Bei Brita gab es immer zwei Weihnachtsbäume.

Dabei hatte Brita es nicht immer leicht gehabt. Als kleines Kind musste sie zusammen mit ihrem Bruder aus Polen fliehen. Sie lernte schon früh, eine Fürsorgerin zu sein und sich um andere zu kümmern. Sich für andere einzusetzen. Wenn es um ihre Familie ging, wurde Brita zu Löwin.

Sie wusste, was sie wollte und wie sie sich die Dinge vorstellte. Sie war eine Glucke mit großem Herzen. Und auch einem sehr klaren Gefühl für Sauberkeit: Wenn sie einen Besuch ankündigte, konnte das bei Familienmitgliedern durchaus einen Aufräum-Sturm auslösen. Sie scheute sich nämlich nicht, zur Not den Staubsauger in die Hand zu nehmen und selbst für Reinheit zu sorgen. Es war ihr wichtig, zu leben und nicht nur zu hausen. Sie wollte, dass es allen gut ging – und zwar gut in dem Sinne, wie sie es für gut befand. Dafür waren Schönheit und Sauberkeit einfach lebensnotwendig. All das brachte ihr den Spitznamen Killer-Heinzelmännchen ein.

Familie und Zusammenhalt waren wichtig. Ihre Söhne und Schwiegertöchter, ihre Enkel, ihr Exmann. Brita hat alle in ihre starken Arme genommen. Sie liebte Feste und die Momente, in denen alle beisammen waren. Und sie hatte sich etwas Spielerisches bewahrt, eine Leichtigkeit und Offenheit.

Als Oma war sie mit ihren Enkeln voll im Glück. Mit ihnen zu verreisen, in den Urlaub zu fahren, war ihr immer eine große Freude. Egal ob ins Allgäu, nach Mallorca oder Marbella. Oder auch nur einen Stadtbummel zu machen, bei dem die Enkel natürlich neu eingekleidet wurden: Sie war eine Über-Oma wie aus dem Märchen.

Brita hatte keine Angst davor, mit Konventionen zu brechen. Als Frau stark zu sein. Unabhängig von den Meinungen anderer ihren Weg im Leben zu gehen.

Vor 30 Jahren gründete sie ein Modeunternehmen. Ihre Arbeit war ihr wichtig. Auch hier war es wieder das Schöne, das ihr Sinn gab. Sie hatte modisches Feingefühl und sehr hohe Qualitätsansprüche. Sie war zupackend und fleißig, hatte Freude an Beratungen und daran, ihre Kundinnen wohlberaten, schön und glücklich nach Hause zu schicken.

> Sie hatte keine Angst, mit Konventionen zu brechen.

Die letzten zehn Jahre war Brita kränker, als sie aussah. Es ging ihr oft schlechter, als sie ihre Umwelt glauben machen wollte. Sie war keine, die jammerte oder klagte. Ihr war es immer wichtig, positiv in die Zukunft zu blicken und Lust am Leben zu versprühen. Auch dann, wenn sie dies selbst nicht spürte.

Im Oktober 2020 hat sich die Dynamik verändert. Es war schwer, die Situation richtig einzuschätzen, für Brita selbst und auch für ihre Familie. Irgendetwas war anders. Und dann kam alles ganz plötzlich, und alles ging sehr schnell. Auf ihren Tod war keiner vorbereitet.

Brita starb am 17. Dezember 2020. Ein paar Tage vor ihrem geliebten Weihnachtsfest, das sie so gern noch erlebt hätte.

Ihre Trauerfeier fand im Januar auf dem Waldfriedhof statt. Ihre Enkelin spielte Klavier, und ihr Enkel sprach am Grab. Sie wäre stolz gewesen.

Sie haben es geschafft

Überall auf der Welt leisten Pflegerinnen und Pfleger Unglaubliches.

An normalen Tagen und in besonderem Maße in den Hoch-Zeiten der Corona-Wellen.

Wie es ist, auf einer Covid-19-Intensiv-Station zu arbeiten.

Krankenschwestern auf Briefmarken aus Sierra Leone 2020.

Eigentlich ist Michele P. es gewohnt: ansteckende Patienten, plötzliche Veränderungen und dass der Patienten-Zufluss sich nie planen lässt. Es ist für sie auch normal, sich schützen zu müssen. Eine Maske zu tragen, Handschuhe, Kittel, Überschuhe. Sie ist stellvertretende Stationsleitung, sie macht diese Arbeit seit über drei Jahrzehnten, und sie macht sie gerne.

Und im Grunde ist ja auch alles so wie immer.

Nur mehr davon.

Zwischen November und Mitte Januar ist ihre Station eine voll belegte Covid-19-Intensivstation. Das Arbeitsvolumen ist hoch, und die Psyche der Patienten aufzufangen, ist eine der größten Herausforderungen. Es gibt Betten für zwölf Patienten.

Sie und ihre Kollegen kommen bisweilen an ihre Grenzen, aber das Adrenalin hält sie auf den Beinen. Als die Station sich im März leert, werden einige krank. Erschöpfung. Und dennoch möchte hier niemand aufgeben. Die Arbeit ist sinnvoll. Sie hat Bedeutung. Und oft macht sie Freude und erfüllt einen, weil man so tief in das Existenziellste geht. Weil der Kontakt zu den Patienten und Angehörigen so gut ist.

Besuche von außen sind hier nur erlaubt, wenn jemand in seinen letzten Lebensstunden ist. Deswegen sind es, neben den Besuchen der Klinik-Seelsorge, immer die Pflegerinnen und Pfleger, die die Gefühle der Kranken auffangen müssen. Es liegt nun an ihnen, Halt zu geben, zu beruhigen, Hoffnung zu geben, stellvertretend für die Angehörigen, die nicht auf die Station kommen dürfen.

Manche der jüngeren Patienten haben Smartphones und können Video-Chats machen, sie versenden SMS oder Whatsapp. Das hilft.

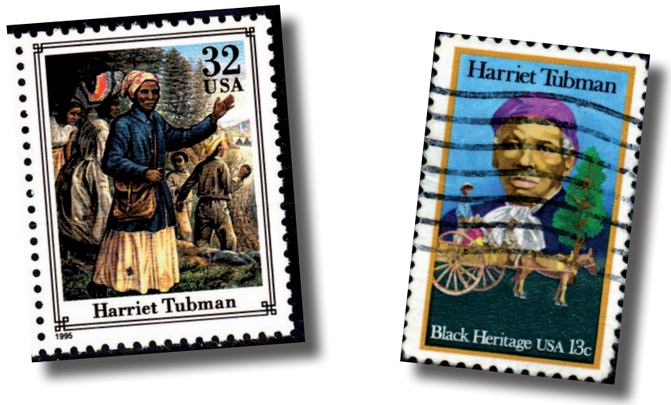
Langsam weiß man, wie diese Krankheit verläuft. Man hat beobachtet, vieles versucht. Viel gelernt im letzten Jahr. Medizinisch und auch pflegerisch. Die Beatmung ist effektiver, wenn die Patienten in Bauchlage sind. Ihre Lungenflügel bekommen dadurch mehr Raum. Das hat vielen Patienten wahrscheinlich das Leben gerettet.

Solche Bilder sieht man gelegentlich im Fernsehen. Michele ist froh darüber, dass das gezeigt wird. Denn so ist es wirklich. Andere Berichterstattung findet sie oft schwierig. Sie schaltet ab, kann es nicht mehr hören. Will eigentlich auch nicht mehr darüber sprechen. Was kommt, kommt.

Beatmungspatienten sind arbeitsintensiv. Man muss ständig alles im Blick haben.

Gleichzeitig bleibt durch das ständige An- und Ausziehen der Schutzkleidung viel Zeit auf der Strecke. Außerdem herrscht in den Patientenzimmern ein Unterdruck, der helfen soll, das Virus nach oben und aus der Luft zu ziehen. Das ist

Namentlich auf amerikanischen Briefmarken verewigt.



Diese Briefmarken aus aller Welt sind eine Hommage an die „Helfer der Menschheit“.

Pfleger dürfen sich hier durchaus diskriminiert fühlen. Wir konnten nicht eine einzige Briefmarke mit einem pflegenden Mann finden.

Mini-Sonderauflage aus Österreich.

Briefmarke aus Amerika.

besonders erschöpfend für die Pflegenden und sorgt für Kopfschmerzen.

Wie wichtig eine gute Patientenverfügung ist, zeigt sich auch an diesen Tagen immer wieder. Es macht so einen Unterschied, wenn man weiß, was der Patient will.

Um die Risiken von Ansteckung zu minimieren, bleiben auch sterbende Palliativ-Patienten auf der Intensivstation, sie werden nicht wie sonst auf die Palliativ-Station gebracht. Dennoch nimmt Michele wahr, dass es ein ruhigeres Sterben ist, wenn da kein Kampf um das Leben mehr ist. Auch das ist möglich mitten in einer Intensivstation.

Und natürlich wachsen ihr manche dieser Patienten ans Herz. Oft sind sie lange da. Wochen, gar Monate. Man weiß nie, wie es ausgeht. Wenn ein Patient stirbt, fallen manchmal Tränen. Das Team kennt das von ihr. Anderen geht es ebenso. Mit einigen der Kollegen arbeitet sie seit 20 Jahren zusammen. Sie machen kein großes Aufheben. Mal gibt es eine kurze Berührung.

Aber es gibt auch Fälle, die berühren alle. Die man nicht einfach wegwischen kann. Oft spielt das Alter eine große Rolle. Viele der jüngeren Patienten wären ohne die Krankheit sicher nicht gestorben, selbst wenn sie schwere Vorerkrankungen hatten.

Etwa die Hälfte der Patienten ist im künstlichen Koma. Die anderen sind ansprechbar. Michele geht auf ihre Patienten ein, spricht gerne mit ihnen, wenn sie wach sind. Sie spricht aber auch zu ihnen, wenn sie im Koma liegen.

Briefmarken aus Australien.

Briefmarken aus Deutschland.

Aber es ist so schwer, Sterbende zu begleiten, wenn man weiß, dass diese Person bald ganz allein gehen muss. Ohne die Begleitung derer, die zu ihrem Leben gehören, die ihnen wichtig sind. Nun sind es die Pflegekräfte, die da sind, wenn die Angehörigen nicht mehr da sein können.

Michele spricht mit den Sterbenden, schaut sie lange an. Legt ihnen die (behandschuhte) Hand auf den Arm, manchmal auch den älteren Frauen in die Kuhle des Nackens. Sie findet weiche Worte für den harten Tod. Bald wird alles ganz leicht. Bald haben Sie es geschafft.

Wenn jemand gestorben ist, muss sie die Schläuche abnehmen, das Gesicht waschen und Prothesen, die entfernt waren, wieder einsetzten. Die Augen schließen, die Hände falten. Es ist ihr wichtig, die Haare so zu richten, wie es jemand gerne hätte. Sie verwendet ein buntes Handtuch für unters Kinn. Es soll schön sein.

Michele spricht auch oft mit den Toten, öffnet das Fenster, wenn es möglich ist. Das Sterben ist immer ein besonders berührender Moment für sie. Oftmals kommt plötzlich Frieden. Die Gesichtszüge entspannen sich nach einer Weile. Die Anstrengung weicht. Das Gesicht wird weicher. Der Kampf ist vorüber, es kommt Klarheit. Ein kleines Lächeln, oft sind die Falten weg. Sie haben es geschafft.

Briefmarken aus Japan und Südafrika.

Schwieriges rund um den Pflichtteil

Wie man mit ungewissen Nachlassverbindlichkeiten umgeht.

In manchen Familien werden auch nahe Angehörige enterbt – beispielsweise Kinder, der Ehegatte oder auch Eltern. Bei so engen Verwandtschaftsverhältnissen kann es dann aber trotzdem einen Anspruch auf einen Pflichtteil geben.

Diesen Anspruch müssen die enterbten Angehörigen selbst geltend machen gegenüber dem oder den Erben. Bei dem Pflichtteilsanspruch handelt es sich stets um eine Geldzahlung. Wie hoch der Anspruch ist, wird individuell berechnet: Vom Nachlassvermögen werden die Nachlassverbindlichkeiten abgezogen, der Anspruch beträgt die Hälfte des gesetzlichen Erbteils.

Der Pflichtteilsanspruch verjährt.

Man muss dabei auch auf Fristen achten: Solche Pflichtteilsansprüche verjähren innerhalb von drei Jahren. Diese Frist beginnt am Ende des Jahres, in welchem der Todesfall war und die Angehörigen die Informationen bekommen haben. Nicht selten erfahren Hinterbliebene ja erst in diesem Moment, dass sie enterbt wurden und sich um den Pflichtteil bemühen müssen.

Nicht immer ist gleich klar, um welche Summen es dabei geht. Deswegen ist geregelt: Solche Unklarheiten dürfen nie zu Lasten des Pflichtteilsberechtigten gehen. Bei den Berechnungen wird im Zweifel zugunsten des Pflichtteilsberechtigten entschieden.

Zeigt sich später, dass die Berechnungsgrundlage zu hoch angesetzt wurde, kann der Erbe die Differenz zurückfordern.

Der Erbe muss also den Pflichtteil ohne Abzug der ungewissen Verbindlichkeiten an den Pflichtteilsberechtigten auszahlen. Das gilt auch, wenn noch ungewiss ist, von welcher Gesamthöhe ausgehend die Berechnungen überhaupt getroffen werden können. Zeigt sich später, dass die Berechnungsgrundlage zu hoch angesetzt wurde und der Pflichtteilsberechtigte daher einen zu hohen Betrag erhalten hat, kann der Erbe die Differenz zurückfordern. Allerdings mit einem gewissen Restrisiko: Wenn der Pflichtteilsberechtigte zu diesem späteren Zeitpunkt bereits nicht mehr in der Lage ist, die Summe zurückzuzahlen, geht der Erbe hierbei leer aus.

Dies hat so zuletzt das Oberlandesgericht Koblenz so entschieden (Beschluss vom 14. August 2020, AZ 12 W 173/20).

In Koblenz ging es um den Fall einer Mutter, die ihre Tochter enterbt hatte. Die Tochter hatte nach dem Tod der Mutter klageweise Pflichtteilsansprüche gegen die Alleinerbin geltend gemacht. Parallel war auch noch eine weitere Forderung geltend gemacht worden von einer zweiten Person, die für sich ebenfalls einen Pflichtteil beanspruchte. Allerdings war ungewiss, ob diese zweite Forderung überhaupt rechtmäßig war und durchgesetzt werden konnte. Die Erbin hatte beantragt, die Klage abzuweisen: Solange nicht geklärt sei, ob der zweite Pflichtteil tatsächlich bestehe, könne sie auch die Höhe des ersten Pflichtteils nicht korrekt beziffern.

Das OLG Koblenz hat gegen die Erbin entschieden: Sie war nicht berechtigt, die Zahlung des Pflichtteils der Tochter zurückzuhalten wegen der ungewissen Forderung und damit der Ungewissheit über die Höhe des zweiten geltend gemachten Pflichtteils.

Kerstin Herr
Rechtsanwältin
Kanzlei Königstraße, Stuttgart

In guter Gesellschaft · Friedhof Stuttgart-Birkach

Anna Haag

Schriftstellerin, Politikerin und Frauenrechtlerin
geboren 1888 in Althütte (Rems-Murr-Kreis)
gestorben 1982 in Stuttgart

Ein von Anna Haag formulierter Satz steht seit 1949 im deutschen Grundgesetz: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden“ geht zurück auf eine Forderung von Anna Haag. Sie war zuvor eine entschiedene Gegnerin des Nationalsozialismus gewesen. Erst seit wenigen Jahren kennt man ihre Tagebücher aus der Zeit des Dritten Reichs. Eine Enkelin hat sie in einem Kleiderschrank entdeckt. Sie wurden inzwischen publiziert.

Die Lehrerstochter Anna Schaich hatte 1909 den späteren Professor für Mathematik und Philosophie Albert Haag geheiratet. Die beiden lebten anfangs in Schlesien, Pommern und Bukarest. Während ihre Kinder klein waren, schrieb Haag Romane und Texte für Zeitungen und leitete zeitweise eine Flüchtlingsunterkunft. Schon früh machte sie sich stark für die politische Bildung von Frauen und war SPD-Mitglied. Ab 1926 lebte die Familie in Stuttgart, ihr autobiografischer Roman „Die vier Rosenkinder“ erschien zu dieser Zeit. Die Nationalsozialisten haben Albert Haag wegen pazifistischer Äußerungen zwangsversetzt und seiner Frau ein Publikationsverbot erteilt.

1946 wurde Haag als eine von nur zwei Frauen in die Verfassunggebende Landesversammlung und als Abgeordnete in den ersten Landtag von Baden-Württemberg berufen. Sie blieb bis 1950 Mitglied. Dort setzte sie sich sehr stark für gesellschaftspolitische Themen ein, darunter das Recht auf Kriegsdienstverweigerung, Gleichberechtigung der Frauen, Weiterbildungsmöglichkeiten für alleinstehende Frauen sowie das Schaffen von Wohnraum. Aus dieser Phase stammt auch ihr Grundsatz: „Niemand kann zum Dienst mit der Waffe gezwungen werden“, der in die Verfassung von Württemberg-Baden übernommen wurde. In leicht veränderter Formulierung wurde der Satz später auch im Grundgesetz verankert.

Anna Haag unternahm in den folgenden Jahren viele Vortragsreisen in die USA, um dort dem negativen Deutschlandbild etwas entgegenzusetzen. In Stuttgart war sie eine der Gründerinnen des „Deutsch-Amerikanischen Frauenclubs“. Man kannte sie als unerschrockene Vorkämpferin für soziale Gerechtigkeit und Frieden. Sie arbeitete im städtischen Beirat der Stadt Stuttgart mit und war Mitbegründerin der Arbeitsgemeinschaft Stuttgarter Frauen. In Bad Cannstatt gründete sie eine Wohn- und Arbeitsstätte für junge Frauen, das heutige „Anna-Haag-Haus“. Nach ihr wurden das Mehrgenerationenhaus „Anna-Haag-Haus“ in Bad Cannstatt, der „Anna-Haag-Weg“ in Stuttgart-Birkach, der „Anna-Haag-Platz“ in Stuttgart-Hoffeld und mehrere Schulen in anderen Städten benannt.

Das Grab von Anna Haag auf dem Friedhof in Birkach.

In dieser Serie schreibt Werner Koch, der ehemalige Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Stuttgart. Er ist zusammen mit seinem Sohn, dem Fotografen Christopher Koch, Autor des Stuttgarter Friedhofsführers.

Resonanz der Gefühle

Verbundenheit jenseits aller Worte.

Wie Musik an unserem Innersten rührt und uns begleiten kann.

„Wo die Sprache aufhört, fängt die Musik an.“
E. T. A. Hoffmann

Musik ist eine Brücke zwischen Menschen und zwischen Welten. Sie verbindet Räume der Erinnerung und bewegt uns. Musik eröffnet etwas, das über die Sprache hinaus reicht. Sie beherbergt das Unaussprechliche und transportiert Emotionen – oft durch das ganze Leben hindurch. Und bis ganz zum Schluss: Musik ist eine essenzielle Zutat beim Abschiednehmen und kann uns mit mit den Verstorbenen verbinden. Sie kann Trauerprozesse ermöglichen und unterstützen.

Dies habe ich schon in früher Jugend so erlebt. Zusammen mit meinem Vater und meinem Bruder begleitete ich meine Mutter, die an Blutkrebs erkrankt war, beim Sterben – oder eher begleitete sie uns. Diese Erfahrung, beieinander sein zu können und dabei in geheimnisvoller Verbundenheit auf den „Point of no Return“ zuzugehen, war mächtig und prägt mein Leben bis heute.

„Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter!“
William Shakespeare

Unvergesslich ist mir die Kraft der Musik. Meine Mutter liebte Klassik. Als mich der etwas hilflose Arzt über das herannahende Unvermeidliche informierte („Wir haben alles versucht, aber…“), war mein erster Gedanke: Meine Mama braucht jetzt Musik.

Das war gar nicht so einfach. Noch gab es keine Handys. Ich hatte gerade erst mit dem Studieren angefangen und kannte noch nicht viele Kommilitonen. Und keiner davon hörte klassische Musik … Vom Arztzimmer aus rief ich alle Kontakte in meinem Notizbuch an und hatte Glück: Als mein Vater und mein Bruder in der Klinik eintrafen, erschien auch eine bis dahin eher flüchtige Bekannte von mir mit Ghettoblaster und einer Vivaldi-CD. Durch dieses Ereignis wurden wir enge Freundinnen.

Die Musik war das Beste, was uns passieren konnte. Trotz der Beatmungsschläuche, der intensivmedizinischen Maschinen und der Sterilität des nächtlichen Krankenhauses waren wir als Familie zusammen, umfangen von den brausenden Klängen. Vivaldis „Jahreszeiten“ drehten sich immer wieder durch die Nacht, und ich war mir ganz sicher, dass auch meine Mutter diese so lebensvolle Musik hören konnte. Sie begleitete uns bei ihrem letzten Atemzug und tröstete uns auf dem langen Heimweg in eine Welt, die auf immer eine andere geworden war.

Meine Mama braucht jetzt Musik.

Auch in meiner Arbeit als Bestatterin spüre ich immer wieder die Kraft der Musik. Wenn Angehörige zu uns ins Abschiedshaus kommen und sich am Sarg verabschieden, wird das oft von leiser, feiner Musik begleitet. Das trägt dazu bei, den Angehörigen guten Raum für all ihre Gefühle zu geben.

Und natürlich spielt Musik bei Trauerfeiern eine der Hauptrollen. Neben den Predigten oder Reden sind es oft Lieder, die den Verstorbenen etwas bedeutet haben und von den Angehörigen stark mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Manchmal wird sogar schon während der Bestattungsvorsorge genau festgelegt, welche Musikstücke es einmal sein sollen.

Dabei geht es mittlerweile längst nicht mehr nur um Kirchenlieder und klassische Musik! Obwohl diese natürlich ihren festen Platz haben. Je nach Alter, Lebensweg und Geschmack spannt sich ein weiter Bogen durch die Trauerfeiern. Die Musik knüpft an Herkunft, Lebensthemen und ganz persönliche Vorlieben an. Es

können ebenso alte Schlager sein wie Hits aus Musicals; wir hören Pop, Rock oder Volksmusik. In der Regel sind es CDs oder digitale Wiedergabeformate. Heute sind fast alle Feierhallen und Kapellen mit einem Soundsystem ausgerüstet.

Immer wieder kommt auch Live-Musik ins Spiel. Nach meiner Erfahrung ist das Erlebnis von Live-Musik oft viel unmittelbarer, intensiver und spontaner. Ob klassisch-feierliche Orgel, ob Streicher, Bläser, Harfenspielerinnen oder gar ein Jazz-Ensemble: Das kann einer Trauerfeier tatsächlich eine ganz besondere Note verleihen und für eine unvergessliche Stimmung sorgen.

Manchmal wirken Angehörige selbst bei der musikalischen Untermalung mit. Dies ist wunderschön – aber wir versuchen im Vorfeld auch zu vermitteln: Für so eine Entscheidung sollte genau durchgespürt werden, ob die musikalischen Familienmitglieder diese Aufgabe denn gut schaffen oder ob dadurch vielleicht zusätzlicher emotionaler Druck aufgebaut wird. Professionelle Musiker sind eine gute Alternative.

Auch vor kurzem habe ich selbst wieder ganz eindrücklich erfahren, welche heilsame Kraft die Musik als Brücke zwischen den Lebenden und Toten sein kann. Ein wichtiger Freund, mit dem mich vieles verbunden hatte, darunter auch die Liebe zu Skandinavien, war sehr überraschend gestorben. In meiner Erschütterung und tiefen Traurigkeit war es mir kostbar, die Trauerfeier mit seiner Familie zu planen. Auf deren ausdrücklichen Wunsch hin habe ich versucht, die passende Musik zu finden. Dabei habe ich mich an ein Programm alter norwegischer Bestattungslieder erinnert. Eine befreundete Musikerin aus Norwegen hatte mir vor zwei Jahren von diesem Projekt erzählt, ich war schon damals neugierig geworden. Also kontaktierte ich Ashild. Sie schickte mir freundlicherweise gleich zwei Titel und erlaubte deren Aufführung. Diese Lieder berührten mich in ihrer archaischen Klarheit tief.

Und nicht nur mir ging es so. Bei der Trauerfeier waren diese Lieder wie eine Brücke zwischen den Welten, über die wir in unserer Trauer gehen und unseren Freund ganz nah spüren konnten. Das haben viele der Trauergäste später berichtet. Eines der Lieder aus Westnorwegen hieß „Jeg vet en hvile…“ – „Ich ruh mich nun aus…“. Auch wir konnten in dieser anrührenden Musik innehalten, Ausruhen und zu Kraft und Trost finden.

Musik kann eine Brücke zwischen den Lebenden und den Toten sein.

Ulrika Bohnet hat Ethnologie studiert und betreut die Haller-Filiale im Stuttgarter Süden.

„Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist.“
Victor Hugo

Die musikalische Begleitung eines Begräbnisses hat viele Formen. Manchmal ist es Musik, die speziell für Trauerfeiern geschrieben wurde, oder es sind kirchliche Lieder, die in der Liturgie verankert sind. Manche Musikstücke haben ihren Weg in den Ritualbestand gefunden, obwohl sie eigentlich ein ganz anderes Vorleben hatten. Wie Händels Largo aus der Oper Xerxes oder „Time To Say Goodbye“, in dem es ja eigentlich um die Trennung von alten Lieben geht, darum, sich einer neuen Liebe zuzuwenden. Dass an Feiern Musik gespielt wird, die man ganz tief mit dem Verstorbenen verbindet, weil er eine bestimmte Musikrichtung mochte, ist Teil einer größeren gesellschaftlichen Entwicklung. Viele wollen mehr Individualität – und auch, dass man bei Trauerfeiern nicht nur den Tod beklagt, sondern das Leben des Verstorbenen feiern will.

Und hier kommt ein wenig Werbung; Gerade in diesen seltsamen Pandemie-Zeiten ohne Konzerte und Live-Musik kann direkter Musikgenuss bei einer Bestattung ganz besonders tröstlich und heilsam sein. Da die Größe der Feiern momentan limitiert ist und das gesellige Beisammensein danach nicht stattfinden kann, fallen Honorare für Sänger und Instrumentalisten gar nicht so sehr ins Gewicht. Für die Musikerinnen und Musiker wiederum wäre es eine der wenigen Verdienstmöglichkeiten in der pandemiebedingten großen Stille.
Wer möchte, findet auf unserer Website eine umfassende Sammlung an Musik für Trauerfeiern sowie Musikbeispiele von Musikern aus der Region:
bestattungshaus-haller.de/musikauswahl-zur-trauerfeier/

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de

Hospiz Stuttgart · Stafflenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 52 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhauser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: alles Adobe Stock / Fotolia
Seite 3: Lange Photography
Seite 4 & 5: privat
Seite 7: Adobe Stock
Seite 8 & 9: alle Adobe Stock
Seite 10 & 11: alle Adobe Stock
Seite 13: Kiepenheuer & Witsch
Seite 14 & 15: privat
Seite 16: alle Adobe Stock
Seite 17: alle Adobe Stock
Seite 18: privat, Adobe Stock, Adobe Stock, privat, privat
Seite 19: Adobe Stock, Adobe Stock, privat, Adobe Stock, privat
Seite 20: Adobe Stock, privat
Seite 21: Christopher Koch
Seite 22-25: alle Adobe Stock
Seite 27: privat

Inhaltliche Beratung: Heiko Hauger · Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller

Über uns

Vieles ist bei uns im letzten Jahr anders geworden. Wir vermissen unsere Damen und Herren vom Trauercafé, unsere Begegnungen bei Kulturveranstaltungen – aber es war schön, so viele im Sommerkonzert zu sehen! Wir versuchen es dieses Jahr wieder.

Einige unserer Trauergespräche mit Angehörigen finden bei gutem Wetter in Degerloch im Garten statt. Denn bei so umfassenden, oft tiefen Gesprächen ist es einfach besser, wenn man einander sieht. Wir haben den Garten eigens dafür hergerichtet: Für kühlere Tage gibt es Infrarotheizungen, Wärmflaschen und Felldecken. Damit geht es auch bei nur fünf Grad recht gut – wenn Angehörige so mutig sein mögen.

Es ist auch sehr stimmig, dort in der Natur unter zwitschernden Vögeln über das Begräbnis zu sprechen.

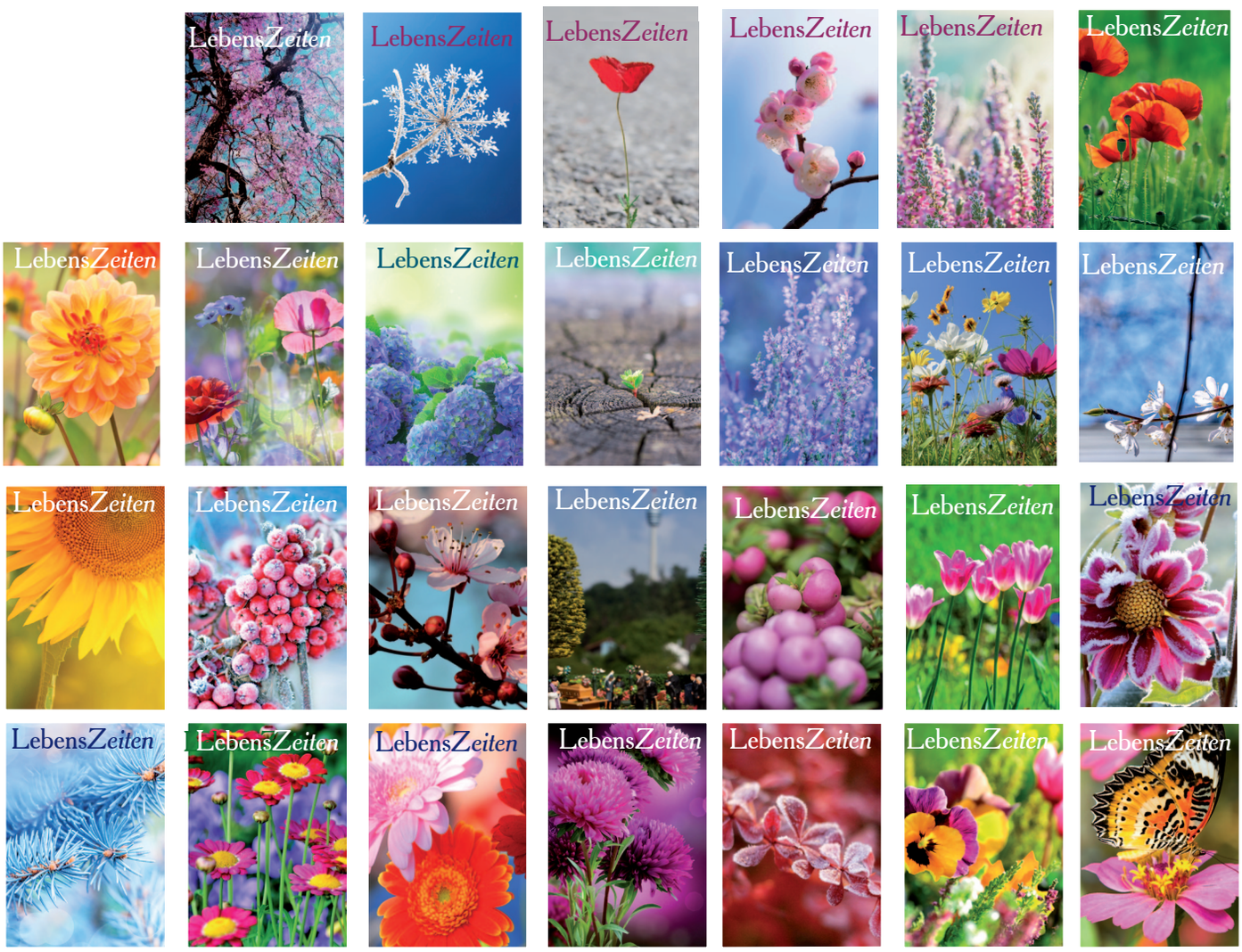
Unsere Feierhalle in der Oberen Weinsteige haben wir vollkommen umgebaut, wohnlich eingerichtet und in zwei Teile geteilt, die durch eine Scheibe und dichte Paravents getrennt sind. So ist es auch hier möglich geworden, gute Gespräche miteinander zu führen und dabei unverhüllte Gesichter zu zeigen.

In den Filialen führen wir unsere Gespräche mit Abstand und Masken. Wir bitten die Familien, mit maximal zwei Personen zu kommen. In allen Gesprächs-Räumen sind Nanopartikelfilter installiert. Wenn Angehörige das möchten, können sie weitere Gesprächsteilnehmer per Telefon oder Video dazuschalten.

Unsere internen Mitarbeiter-Besprechungen organisieren wir seit einem Jahr online über die Video-Plattform ZOOM. Wir machen sie öfter, aber dafür kürzer.

Im Dezember und Januar hatten wir durch die Pandemie unbeschreiblich viel Arbeit. Dabei haben uns zwei neue Kollegen sehr geholfen: Cordula Schwabenland, die gekommen ist, um die Verwaltung zu verstärken, und Konstantinos Bikidis, der nun Angehörige in unsere Filiale in Stuttgart-Münster betreut.

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.



Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.
Wir schicken Ihnen die nächsten Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname: Nachname:

(LZ28)

Straße: PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Druck: Offizin Scheuffele · Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.